

Kultur-Gedächtnis:

Hausorgeln im Innerrhodischen?

Ist die Toggenburger Hausorgel im Roothuus im appenzell-innerrhodischen Gonten eine kulturelle Irritation oder ein Beitrag zur «Globalisierung» rund um den Säntis? Unser Autor geht dieser spannenden Frage nach und gelangt zu einer schlüssigen Antwort (ca).

Von Markus Meier

Das *Roothuus* in Gonten beherbergt seit 2010 eine schmucke Wendelin-Looser-Hausorgel, ein typisches Instrument aus dem reformierten Toggenburg des 18. Jahrhunderts. Wie ist das zu verstehen? Gab es auch Hausorgeln in Gebieten, die dem alten Glauben nie abschworen? Nein, gab es nicht. Aber schliesslich leben wir heute im 21. Jahrhundert, und das *Roothuus* nennt sich jetzt *Zentrum für Appenzeller und Toggenburger Volksmusik*, und nicht wie früher, das heisst vor dem Erwerb des toggenburgischen Instrumentenjuwels: *Zentrum für Appenzeller Volksmusik*.



Auch wenn von aussen besehen Toggenburgisches und Appenzellisches sowieso ein und dasselbe ist (man hat sogar ein bisschen Verständnis dafür, denn nur schon die beiden Trachten auseinanderzuhalten, erfordert einiges an Sachkenntnis) und da in der nationalen, erst recht in der internationalen Wahrnehmung auch die Toggenburger grosszügig unter die Appenzeller Fahne genommen werden, gilt es der kulturellen Differenziertheit rund um den Säntis Sorge zu tragen, denn es wäre

schade und gefährlich, wenn sich die Kulturschaffenden mit der Bedienung des «Käse, Jodel und frohe Bauern-Klischees» begnügen würden.

Das tun sie zum Glück nicht (nur), und in diesem Sinn dürfen und müssen wir uns zu erklärten Gegnern der kulturellen Globalisierung bekennen. Das andere gibt es ja auch und sogar in absurder Schizophrenie: Zum Beispiel die den gesamten Alpenraum überkleisternde, überall gleich klingende (volksdämmliche) Schlagermanie, deren Anhängerschaft aber interessanterweise nicht ungern auch Attribute wie Eigenständigkeit, Unverwechselbarkeit und gewachsene Tradition für sich beansprucht.

Mit dem Versuch, Volksmusik definieren zu wollen, «gute» von «schlechter» zu unterscheiden und Abgrenzungen zu finden, begeben wir uns definitiv in Teufels Küche oder vielmehr auf das Tummelfeld unergiebigster Polemik.



Denn – und nun wieder zurück zur Hausorgel – der volksmusikalische Aspekt ist nur die halbe Wahrheit und nicht einmal die erste!

Der primäre Grund für das Aufkommen der Hausorgeln im 18. Jahrhundert in den reformierten Gegenden der heutigen Kantone St. Gallen und Appenzell Ausserrhoden ist auf den Pietismus zurückzuführen – eine Strömung, die im 17. Jahrhundert innerhalb des Protestantismus entstanden war und sich wie eine Welle durch Deutschland bewegte.¹

Sie liegt – etwas vereinfacht formuliert – im protestantischen Mangel an Sinn-

lichkeit und Emotionalität begründet. Humanistische Gelehrsamkeit verhiess geistliche Kompetenz. Das ordnete zwar die religiöse Welt und machte sie durchsichtig, legte sie aber auch gewissermassen trocken. Das pietistische Anliegen bestand jetzt darin, das Land, um beim Bild zu bleiben, wieder zu bewässern, auf dass wieder Blumen aufgingen im Garten des Glaubens, leuchtend und duftend. Eine wichtige dieser «Duftnoten» war die Musik, die Orgelmusik, die man in die Häuser holte, in die dort zelebrierte Sinnlichkeit und Intimität der Hausandachten. Zwar erklangen auch in gewissen reformierten Kirchen des Toggenburgs bereits seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wieder Orgeln – dies aber im streng reformierten Kontext und damit nicht wirklich Seele und Herz erwärmend.²



Der Pietismus hat offenbar den Reformierten Qualitäten zurückgegeben,³ die sich die Katholiken immer bewahrt hatten und bis heute bewahren.

Die Hausorgel kann somit als Symbol für die Rückgewinnung eines katholischen Erfolgsrezepts verstanden werden – und so betrachtet ist der Platzierung einer Toggenburger Hausorgel im *Roothuus Gonten* und damit im erzkatholischen Appenzell Innerrhoden, das sich nie reformatorisch beirren liess, eine gewisse (wenn auch entfernte) Logik abzugewinnen: Sie steht dort, wo unter anderem jene religiösen Prämissen unerschütterlich aufrechterhalten wurden, die schliesslich ihr Aufkommen ermöglichten.

Frontispiz von Schmidlins «Singendem und spielendem Vergnügen»



Foto zVg

In dieser Darstellung vereinigen sich in verblüffender Art und Weise die Geisteshaltungen von Katholizismus und Pietismus – wohl kaum ein Zufall, dass es sich um musizierende Frauen handelt: die Orgel als Attribut der heiligen Cäcilia, Schutzpatronin der Kirchenmusik; die musizierenden Frauen aber auch als Hinweis dafür, dass häusliches Musizieren vornehmlich in Frauenhand lag. Der Mann vertritt die Familie, das Haus, nach aussen – die Frau bestimmte im Innern als «Haus-Frau». Die Bezeichnung hält sich bis heute hartnäckig. Eine durch und durch «katholische» Szenerie also, wäre da nicht die bekannte Quelle: Die Darstellung zielt als Frontispiz Johannes Schmidlins «Singendes und spielendes Vergnügen»,⁴ eine der bedeutenden pietistisch beeinflussten Liedersammlungen des 18. Jahrhunderts.⁵

Die Hausorgel steht aber kulturell-konfessionell nicht nur im Fadenkreuz «reformierte Sachlichkeit versus katholische Sinnenfreudigkeit», sondern vereinigt in sich auch die Aspekte «weltlich – kirchlich». Losgelöst aus der sozusagen räumlich belasteten Umgebung der Kirche war wohl der Schritt zur Tanzmusik im privaten, geschützten Rahmen von weniger Skrupel und Hemmung begleitet, als dies in sakralem Umfeld der Fall – wenn überhaupt denkbar – gewesen wäre.

Die Hausorgel steht demnach auch als Symbol für die Säkularisierung: ein Instrument, auf dem sowohl Kirchen- als auch Volksmusik zur Aufführung gelangte – etwas, was auf Kirchenorgeln noch bis vor wenigen Jahren als Sakrileg aufs Übelste verurteilt worden wäre! Auf der Hausorgel hingegen war die Interpretation von Tanzmusik spätestens ab der Mitte des 19. Jahrhunderts gang und gäbe – eine Tatsache, die ihre Ursprünge als pietistisch

beeinflusstes Kirchenmusikinstrument nur allzu schnell vergessen macht.



Zusammenfassend: Mit der Toggenburger Hausorgel im *Roothuus* steht ein Instrument im Zentrum katholischer Reinkultur, in der es nie entstanden wäre, aus deren Eigenschaften und Qualitäten aber die Notwendigkeit ihrer Existenz abzuleiten ist. Die Hausorgel steht pionierhaft für die Gleichzeitigkeit von Kirchen- und Volksmusik – eine weitere Schnittstelle, die in geografischer Umsetzung des erweiterten Umfeldes des Alpsteins als Kulturlandschaft ihr existenzielles Vakuum durchaus im Gontener *Roothuus* finden könnte.

Und um noch eine weitere Achse ins Fadenkreuz zu legen: Die Hausorgel liegt nicht zuletzt auch im Spannungsfeld von «öffentlich» und «privat.» Sowohl die Orgelfirstkammer als auch die Wirtsstube,

die im *Roothuus* einst war, bilden gesellschaftliche «Zwischenräume» – nicht ausschliesslich privat, aber auch nicht ganz öffentlich; sicher aber ein Nährboden für Debatten, Palaver und fruchtbare Auseinandersetzungen – so wie sie noch heute im *Roothuus* stattfinden: weniger mit dem Bierhumpen als vielmehr mit dem Geigenbogen oder der Hackbrettrute in der Hand ...!

Markus Meier



ist in Nesslau aufgewachsen und lebt heute in Winterthur. Er ist Musiker, Orgelbauer und Pädagoge, spielt Blockflöte, leitet Chöre, wirkt als Instrumental- und Musiklehrer an der Pädagogischen Hochschule Thurgau und unterrichtet die Orgelbauerklassen an der Berufsschule für Musikinstrumentenbau. Als Heimweh-Toggenburger engagiert er sich bei Windbläss, dem Verein Toggenburger Hausorgel.

Eine geraffte Version des hier vollständig veröffentlichten Artikels erschien im Dezember 2015 in der Zeitschrift Obacht-Kultur.

Fussnoten

- ¹ Kirchgraber, Jost: *Das bäuerliche Toggenburger Haus und seine Kultur im oberen Thurgau und Neckertal in der Zeit zwischen 1648 und 1798*. St. Gallen 1990. S. 63 ff.
- ² Kirchgraber, Jost: *Das kulturgeschichtliche Umfeld der Toggenburger Hausorgel*. In: *Intrada – Zeitschrift für Alte Musik*. Mels 1996. S. 16 ff.

- 3 *Der offensichtliche Erfolg hält bis heute an, geniessen doch die zahlreichen Derivate, die aus dem damaligen Pietismus hervorgegangen sind (Evangelikale Freikirchen, Sekten), einen beneidenswerten Zulauf.*
- 4 *Der vollständige Titel lautet: «Singendes und spielendes/Vergnügen/Reiner/Andacht/Oder/Geistreiche Gesänge/nach der Wahl des Besten/gesammelt,/Zur/Erweckung des innern Christenthums/ingerichtet, und mit/Musicalischen Compositionen/begleitet/von/Johannes Schmidlin,/V.D.M. und p.t. Pfarr=Vicario in Dietlikon/Zürich, getruckt in Bürglicher Truckerey, 1752.» Der Schrägstrich (/) bedeutet einen Zeilenumbruch.*
- 5 *Näf-Mathys, Christof: «Wert, dass Er unvergesslich sey»: Johannes Schmidlin (1722–1772) – Schweizerische Musik der Aufklärungszeit. In: Musik & Gottesdienst, Zeitschrift für evangelische Kirchenmusik, 70. Jahrgang Nr. 1, Basel 2016. S. 8 ff.*

Zum Weiterlesen

Im kommenden Herbst erscheinen zwei neue Bücher, die den Pietismus zum Inhalt haben und auf die wir hier im Zusammenhang mit dem vorstehenden Beitrag hinweisen:

- Matthias, Markus (Hg.): *Lebensläufe August Hermann Franckes*. Evangelische Verlagsanstalt Leipzig, ISBN 978-3-374-04530-3. Francke (1663–1727) gehört zu den wirkungsmächtigsten Gestalten des deutschen Pietismus. Wie kein anderer hat er pietistische Lebensformen entwickelt, die kulturprägend geworden sind. Die hier vorgelegten Lebensläufe bieten ein Bild von Franckes Persönlichkeit. Dabei steht der von ihm selbst ver-

fasste Lebenslauf dem Lebensbild gegenüber, das die Erben und Schüler nach seinem Tod von ihm entworfen haben.

- Albrecht-Birkner, Veronika (Hg.): *Pietismus. Eine Anthologie von Quellen des 17. und 18. Jahrhunderts*. Evangelische Verlagsanstalt Leipzig, ISBN 978-3-374-04545-7. In diesem Quellenbuch sind rund 170 Texte aus der Zeit zwischen den 1670er- und 1770er-Jahren ediert, die aus der Perspektive verschiedener Disziplinen einen Zugang zu dieser frühneuzeitlichen Reformbewegung in ihrem sozial- und kulturgeschichtlichen Kontext bieten.

pd/ca

Zitat. Am Strand schmorend zu lesen, nach-denkend zu meditieren

Datiert auf Jahr und Tag

Allen Anfangs Anfang markiert die Silbe «Ur», mit gedehntem Vokal. Der mittel- und neuhochdeutsche Laut geht gemäss Grimm'schem Wörterbuch zurück auf das germanische «Us», das sich seinerseits auf das indogermanische «uds» zurückführen lässt. So hat selbst noch das uranfängliche «Ur» seine eigene sprachliche Ur- und Frühgeschichte. Inhaltlich bezeichnet der Laut etwas Erstes, Initiales, Ursprüngliches, Unabgeleitetes, Originales, Primitives, Unverfälschtes, Reines, Elementares. Einem Nomen als Präfix vorangestellt, macht die Silbe aus einer x-beliebigen Sache erst kausal zwingend die Ursache und aus einem gewöhnlichen Zustand erst den Urzustand.



Als ein Ursprung und Urbeginn verbürgendes Siegel und Echtheitszertifikat

steht «Ur» auch dem Urknall, Urgrund, Urlicht, Urgestein, Urwald, Urmenschen voran, ebenso der Urwelt, Urkraft, Urform, Urmutter, Urangst... und allen Zauber des ersten Mals verbürgend: der Uraufführung.



Jede Uraufführung eines neuen Werkes birgt das Versprechen des Uranfänglichen und Aboriginalen samt – kaum anders als bei einem Neugeborenen – aller damit verbundenen Liebe, Erwartungen, Hoffnungen, Sehnsüchte. Nachdem die Musiker ein Werk in Proben schon viele Male für sich selbst gespielt und – hoffentlich! – ordentlich studiert haben, wird es dann bei der Uraufführung zum ersten Mal der Öffentlichkeit präsentiert. Erst mit der Premiere tritt das Stück dank der Hebammenkunst der Interpreten in die Welt,

viel-

leicht noch nackt, verschrumpelt, ungestalt, mit Schorf, wenig Haaren, nicht selten auch mit Geburtsfehlern. Solcherart in die Welt geworfen, lernt das Stück dann – je nach ersticktem oder markigem, ungehörtem oder vernommenem Urschrei – in weiteren Aufführungen das Laufen, wird flügge, verpuppt und mausert sich, erfährt nach der Urfassung vielleicht noch Überarbeitungen und eine eigene Revisionsgeschichte. Dank verschiedener Pflege- und Zieheltern wird es gepäpelt und entfaltet schliesslich seine eigene Rezeptions- und Wirkungsgeschichte. In jedem Fall bleibt seine Existenz datiert auf Tag und Jahr seiner Entbindung.

*Rainer Nonnenmann in nmz 3//16
Sollten Sie ganz wider Erwarten ins Schwitzen gekommen sein: Ein Urdinkelbier schafft Abkühlung.*

